

Die Radiopredigten

Auf DRS 2 und DRS Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Caroline Schröder Field, evangelisch-methodistisch

22. April 2011

Willkommen in der ersten Reihe

Matthäus 27,57-60

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Ich kann diesen Mann so gut verstehen. Joseph von Arimathäa. Was, den kennen Sie nicht? Nun, der ist eben eine Randfigur gewesen. Er war einer von Jesu Jüngern. Nein, er gehörte nicht zu den Zwölfen. Aber Jesus hatte ja noch mehr Jünger als nur die Zwölf. Männer und Frauen waren ihm gefolgt, und bei beiden gab es Randfiguren und solche, die tragende Rollen inne gehabt hatten. Bei den Frauen zum Beispiel waren die mit den tragenden Rollen: Maria Magdalena und die beiden Schwestern Maria und Martha. Aber bereits Johanna, die Frau des Chusa kennt kein Mensch mehr. Dabei hat sie Jesus mit ihrem Vermögen gesponsert. Nein, das ist keine Erfindung, überhaupt nicht. So steht es im Lukasevangelium! Aber Randfiguren neigen dazu, dass man sie übersieht.

Es gab auch unter den Männern solche Randfiguren. Sie standen am Rande, aber nicht wie die Frauen, die am Rande standen, weil das ihr Stammplatz war. Sie standen am Rande, weil sie sich nie so recht in die Mitte getraut haben. Sie trauten sich nicht aus dem Schutz der hinteren Reihen nach vorne. Vorne wären sie zu ausgestellt gewesen. Ausgestellt sein ist gefährlich. Wer ausgestellt ist angreifbar.

Nehmen wir Joseph von Arimathäa. Für ihn wäre es gefährlich gewesen, sich auszustellen. Er hätte noch ganz anders hineingezogen werden können in die Geschichte Jesu. Denn er war wohlhabend und angesehen. Hatte einen gewichtigen Namen und eine bedeutende Position. Als Mitglied des hohen Rates war er einer von denen, die über Jesus zu richten hatten. Er

muss wohl auch dabei gewesen sein, als man über Jesus den Stab brach – wegen Gotteslästerung. Joseph von Arimathäa wird dazu geschwiegen haben – zu dem Verhör und auch zu dem unvermeidlichen Urteil.

Aber innerlich hat er wohl mit gelitten, er, der heimliche Jünger. Ja, ich kann ihn gut verstehen. Denn ich bin neulich im Theater gewesen. Ich sass dort mutig in der ersten Reihe. Mutig, denn man weiss ja nie so recht, was für ein Stück da auf einen zukommt und ob man da vielleicht irgendwie mitspielen muss. Aber ich dachte: „Es wird schon gut gehen. Ich muss ja nicht mitmachen, wenn ich keine Lust habe.“ Und das Stück begann ...

Rio Bar, hiess es. Eine Gruppe junger Leute in einer Kleinstadt an der Küste Kroatiens. In der Bar liessen sie sich vollaufen, weil es nichts anderes mehr zu tun gab, als sich voll laufen zu lassen. Zu schwer wog die Erinnerung. Zu kaputt war das Leben. Wegen des Krieges natürlich, 1991-1995. „Ein Krieg wie jeder andere Krieg auch“ – skandierten die Männer und Frauen, in deren Leben dieser Krieg eine Wunde gerissen hatte, die nicht mehr verheilen wollte.

Zwischendurch wurden wir, das Publikum, wüst beschimpft. Als seien wir nicht bloss Publikum. Als seien wir direkt beteiligt an dem Elend dieser Menschen. In ihrem Rausch legten sie immer mehr bloss, wie unheilbar verletzt sie waren. Traumatisiert. Und damit klagten sie uns an.

Als seien wir in ihre traurige Geschichte verwickelt. Als lägen die Ursachen bei uns! Als seien wir Schuld! Dabei waren wir doch nur Zuschauer. Publikum.

Das triste Bühnenbild liess viel Raum für innere Bilder. In mir blitzte zwischendurch eine Erinnerung auf: wie ich mit meinen Eltern zwei Wochen Ferien in Jugoslawien machte, vor dreiundzwanzig Jahren. Wie wir die Strandpromenade hinauf- und hinunterflanierten. Wie schön es war! Sie fielen uns auf, die halbfertigen Häuser, die auch im nächsten Jahr noch halbfertig sein würden, weil man in diesem Land langsam baute – wann immer das Material dafür gerade zur Hand war. Wie wenig ahnten wir, dass davon wenige Jahre später nichts mehr übrig sein würde!

Und nun, 2011, war der Krieg längst Vergangenheit und aus der Vergangenheit war ein Bühnenstück geworden. Und ich sass recht bequem, wenn auch mit leichtem Unbehagen, auf meinem Stuhl in der ersten Reihe und hoffte, man werde mich nicht noch mehr hineinziehen in dieses Stück Vergangenheitsbewältigung. Mir reichten schon die irren Blicke, die die Schauspieler ins Publikum warfen. Eindringliche Blicke, zornige Blicke, in denen

Verzweiflung und Hass eine explosive Mischung bildeten. „Steh doch einmal auf aus eurer Publikumssicherheit!“ las ich darin.

„Steh doch einmal auf aus deiner Publikumssicherheit!“ Das hat vielleicht auch Joseph von Arimathäa gehört. Im hohen Rat hat er die Stimme nicht erheben können, als man im Begriff war, Jesus den Römern auszuliefern. Er war ja auch dort nur eine Randfigur, hatte bei allem Ansehen nicht wirklich das Sagen. Was hätte er denn tun können? Aber als das Urteil gefällt war und das Unheil seinen Lauf nahm, da muss er gespürt haben: Doch, ich möchte mehr sein, als Publikum.

Ich möchte in diesem Leben mehr sein als ein Zuschauer. Es nützt nichts, wenn ich dem Mann aus Nazareth bloss heimlich ein wenig gewogen bin. Ich muss etwas tun. Auch wenn ich nichts von dem, was jetzt geschehen ist, verhindern konnte – jetzt muss ich etwas tun.

Ja, ich kann Joseph aus Arimathäa wirklich gut verstehen. Er hat getan, was er tun konnte. Alles, was in seiner Macht stand. Nämlich: Er hat Jesu Leichnam begraben. Hören Sie, so steht es geschrieben: *„Am Abend kam ein reicher Mann aus Arimathäa, der hiess Josef und war auch ein Jünger Jesu. Der ging zu Pilatus und bat um den Leib Jesu. Da befahl Pilatus, man sollte ihm ihn geben. Und Josef nahm den Leib und wickelte ihn in ein reines Leintuch und legte ihn in sein eigenes neues Grab, das er in einen Felsen hatte hauen lassen, und wälzte einen grossen Stein vor die Tür des Grabes und ging davon.“*

Was – Sie sagen, das ist nicht viel? Wie kommen Sie darauf, dass das nicht viel ist? Was hätte er denn tun können? Dem Rad der Geschichte in die Speichen fallen? Dem Urteil der Menschen, gar dem Urteil Gottes ins Wort fallen? Was wäre denn geschehen, wenn er, Joseph aus Arimathäa, früher schon aufgestanden wäre aus seiner Publikumssicherheit? Hätte er den Tod Jesu verhindern können?

Gott, so heisst es, hat diesen Tod verwandelt. Gott hat diesen Tod gebraucht und verwandelt. Diesen einen Tod hat er zum Zeichen gesetzt für alle, die wir ein solches Zeichen brauchen! Was – Sie denken, dass sei blutleere Theologie? Ein frommer Spruch?

Nein. Nein, ich nehme den Tod Jesu ganz persönlich. Und fühle mit Josef von Arimathäa, der endlich gerne etwas tun möchte, weil er sich eben nicht mehr bloss als Zuschauer in der ersten Reihe fühlen will. Ich fühle mit ihm in dem Augenblick, wo er liebevoll sein eigenes Grab abtritt für den, dessen Tod er nicht verhindern konnte. Weil Jesu Tod geschehen musste.

Nein, nicht weil es logisch war oder denknötwendig. Es ist nicht logisch und denknötwendig, dass Gott Mensch wurde und Jesus sterben musste. Aber indem er starb, ist mittendrin etwas geschehen, worauf Menschen keinen Zugriff mehr haben. Dieses Leben, dieser Tod ist Gottes Sache geworden. Vielleicht hat Joseph von Arimathäa das gespürt in jenem einsamen Augenblick, als er den Leichnam Jesu in ein Leintuch wickelte und ihn dem Grab übergab.

Bei allem, was wir so gerne tun würden, um Menschen zu helfen oder diese Welt zu bewahren – wir stossen immer wieder an Grenzen. Da können wir nur noch zu Grabe tragen. Zu Grabe tragen und glauben. Denn das ist es, was uns der Karfreitag zeigt: Jesus – gekreuzigt, gestorben und begraben – ist das eine Werk Gottes, von dem Gott nicht will, dass wir es tun, sondern dass wir es glauben. Vor seinem Kreuz, an seinem Grab bekommt unser Tun einen neuen Sinn. Hier werden wir zwar nicht zu Frohnaturen, die das Leid aus ihren Gedanken verbannen. Aber vielleicht zu „Optimisten auf dem zweiten Bildungsweg“.

Wie soll ich das erklären? Vielleicht so: Vor wenigen Wochen erst war ich tief erschrocken über Fukushima, über Lampedusa, über die tektonischen Verschiebungen in der arabischen Welt und in unserem globalen Dorf. Unter uns Menschen bebt die Erde. Viele werden begraben. Viele überleben – verwundet, traumatisiert. Und über die anderen, über die vielen anderen schwappt die Flutwelle der Information hinweg, und sie fragen sich – all die Randfiguren und Hauptdarsteller – was sollen wir denn tun? Was können wir denn tun? Wer kann überhaupt etwas tun?

Gott sei mit uns in genau dieser Frage. Nicht als einer, der einmal Heil und einmal Unheil verhängt. Gott sei mit den Menschen in dem, woran sie unheilbar krank werden. Woran sie sterben. Nicht wie ein Drehbuchautor sei Gott mit den Menschen. Sondern wie einer der aus dem Hintergrund in die Mitte tritt und bis zur Neige aushält, was Menschen einander antun.

Gott sei auch in dem, worin Menschen so gerne einander helfen würden – und es nicht können: wie Joseph aus Arimathäa. Denn nicht weil es auf irgendeiner versteckten Ebene Freude macht, hat Gott den Ort betreten, an dem das Leiden den Tag verdunkelt. Sondern darum, weil das Leiden keine Zuschauer verträgt!

Leben und Leiden vertragen keine Zuschauer – weder menschliche, noch göttliche. Leben und Leiden brauchen keine Zuschauer, sondern Zeugen.

Menschen, die mittragen, mitgehen, mitfühlen und immer wieder, immer wieder vor Gott und den Menschen sagen: „Seht her! So ist es gewesen. Ein Krieg, wie jeder andere auch. Ein Erdbeben, wie jedes andere auch. Ein Leben, wie jedes andere auch.“

Und wir gehören dazu!

Es braucht ein wenig Mut, sich in die erste Reihe zu setzen. Man könnte hineingezogen werden. Es spielt keine Rolle, ob Sie als Randfigur hineingezogen werden oder gleich eine tragende Rolle spielen. Gott verhüte aber, dass aus dem Leid, das Menschen tragen, ein Bühnenstück wird, vor dem wir uns bloss zurücklehnen!

*Caroline Schröder Field
Trollstr. 10, 8400 Winterthur
caroline.schroeder.field@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)